

# Der visuelle Schinken

Ein Zürcher Verlag adelt amerikanische Fernsehserien mit Begleitbüchern



**Monumental.** Die vielfach prämierte Serie «The Wire» bringt Drogen, Politik und Presse zusammen.

Von Susanne Schmetkamp

Nucky Thompson hat Zeit, sehr viel Zeit, um zum entscheidenden Coup auszuholen. Genau genommen hat er mindestens so lang Zeit, wie zwei Staffeln dauern: Die Serie «Boardwalk Empire» über den skrupellosen Stadtkämmerer von Atlantic City – gespielt von Nebendarsteller-Ikone Steve Buscemi – war bisher rund 22 Erzählstunden auf dem US-Sender HBO zu sehen (im deutschsprachigen Raum läuft die Serie auf dem Bezahlender TNT). Und Zeit, das ist das gemeinsame Charakteristikum all dieser neuen Qualitätsreihen, zu denen auch «Boardwalk Empire» zählt.

Angefangen hat alles bei «The Sopranos», nun kennen wir «24», «Mad Men», «Breaking Bad», «Homeland» und viele mehr. Sie alle verbindet, einen sehr langen Atem zu haben, in die Tiefe und die Breite gehen zu können, weshalb sie oft mit Romanen epischen Ausmasses verglichen werden. Denn die «neuen Serien» sind fortlaufend erzählt, ihre Geschichten enden nicht mit einer Episode und müssen eine nach der anderen rezipiert werden; sie sind in ihrer Erzählspanne anspruchsvoll, fordern Geduld und Aufmerksamkeit. Obwohl

noch recht jung, haben sie damit schon Fernsehgeschichte geschrieben. Sie werden begeistert rezipiert, nicht nur von TV-Junkies, sondern auch von Cinéphilen: Die Serien bewegen sich auf der Schnittstelle zwischen Film, Literatur und Fernsehen und machen dem Kino Konkurrenz. Dass Stars wie Buscemi oder Martin Sheen («The West Wing») in den Hauptrollen zu sehen sind, oder Martin Scorsese als Produzent agiert, spricht für sich.

## Intellektuelle Legitimation

Grund genug, entsprechende filmanalytische und philosophische Betrachtungen zu publizieren. Beim Zürcher Verlag Diaphanes gibt es nun eine Reihe von Essays, die wie Begleitbücher zu den Serien funktionieren. Die Reihe «booklet», herausgegeben vom Berliner Filmwissenschaftler Simon Rothöhler, umfasst bisher einen Essay zu den «Sopranos» von Diederich Diederichsen, einen zu «The West Wing» von Rothöhler selbst sowie einen zu «The Wire» von Daniel Eschkötter. Auch ein Buch des deutschen Regisseurs Dominik Graf über «Homicide» und eines zur prägenden Comedy-Serie «Seinfeld» von Bert Rebhandl sind geplant. Die Reihe ist die

adäquate kultur- und medienwissenschaftliche Antwort auf ein Phänomen, zugleich aber auch eine Art intellektuelle Legitimation, eine Bestätigung all derer, die sich sonst fürs Fernsehen zu schade sind.

Die Serien werden regelmässig in den Feuilletons besprochen, es gibt Kongresse und Tagungen, und auch im Schüren Verlag ist unlängst eine wissenschaftliche Aufsatzsammlung unter dem Titel «Serielle Formen» erschienen, in dem sich Medien- und Geisteswissenschaftler mit dem Format der TV-Serie befassen. Die schmalen Diaphanes-Handbücher bieten erstmals eine eng an Inhalt und Format der Serie orientierte Ergänzung mit Interna, Infos und Analysen.

So sieht man von David Simon, Schöpfer der Ausnahmeserie «The Wire» (2002–2008), die häufig mit Tolstoi-Romanen verglichen wird, bestätigt, dass seine Produktion eine visuelle Erzählung, eine «visual novel» ist. Die Polizeiserie, die im von Drogen, politischer Korruption und Armut beherrschten Baltimore spielt, modelliert, was sonst Literatur leistet, nämlich die Verdichtung gesellschaftlicher Totalität, schreibt Eschkötter. Er geht

unter anderem auf die Montage und deren narrative Bedeutung für die Institutionen Baltimores ein, wo irgendwie alles zusammenhängt und doch oder gerade deshalb auseinanderbricht: Drogen, Politik, Bildung, Immobilien, Presse und menschliche Beziehungen.

## Tief greifende Lektüre

Die anspruchsvollen Essays von Eschkötter, Diederichsen und Rothöhler sind an Kenner der Serien und filmwissenschaftlich Interessierte gerichtet. Am Ende gibt es Anspiektipps mit einer Auswahl von Folgen verschiedener Staffeln, die einen paradigmatischen Einblick bieten sollen. Leider fehlen Bilder, die die Darstellung noch bereichern würden, denn schliesslich ist der Blick des normalen Zuschauers lange nicht so genau wie der des Autors, sodass manche Einstellung sicher nicht mehr in Erinnerung oder gar nicht erst aufgefallen ist und teilweise auch schlicht nicht mehr gefunden wird.

Davon abgesehen bietet die neue Reihe aber eine beeindruckende Begleitung der Serie, die die üblichen Medienberichte nicht bieten können: tief greifende Lektüren zur Serie. [www.diaphanes.net](http://www.diaphanes.net)

# Ein Trauerflor mit Maiglöckchen

Letztes Sinfoniekonzert der Saison im Musiksaal

Von Sigfried Schibli

**Basel.** Erinnerste das nicht stark an Béla Bartóks «Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta»? Doch, und durchaus mit Absicht. Witold Lutoslawskis «Musique funèbre», die den Konzertabend am Mittwoch und Donnerstag im Musiksaal eröffnete, ist eine Hommage an den grossen Ungarn, und man hätte eigentlich erwartet, dass nach dieser vom Sinfonieorchester Basel sehr diszipliniert und klangintensiv gespielten Ouvertüre etwas von Bartók folgte. Stattdessen war Mozart angesagt. Sein letztes Klavierkonzert, das so gar nicht den Schatten des Todes erahnen lassen will, im freudigsten B-Dur, mit aufsteigenden Dreiklangsmelodien und munterem «Lieber Mai»-Anklang.

Doch Maiglöckchen sind giftige Pflanzen, und Mozart ist bekanntlich das Schwerste. Das zeigte sich hier wieder einmal. Der Solist Martin Helmchen spielte gewiss untadelig, technisch perfekt, musikalisch erfüllt, ein bisschen die «historische Aufführungspraxis» aufgreifend in den vielen Extra-Verzierungen, die er dem Notentext hinzufügte. Und doch nicht wirklich inspirierend, weil zu brav, zu musterschülerhaft, das

Feuer des Transzendierens vermissen lassend. Bezeichnend, dass das Orchester unter Heinrich Schiffs Leitung mehrmals, vor allem in den Holzbläsern, leicht schleppete, wie wenn es noch nicht ganz wach wäre. Korrekt, aber etwas einfalllos auch die Zugabe: der langsame Mozart-Sonatenatz B-Dur KV 332.

## Zuletzt sehr sportlich

Aber dann Brahms! Da war alle Finalissima-Müdigkeit verflogen, und unsere Philharmoniker legten eine ungemein gekonnte und geschmeidige Interpretation der zweiten Sinfonie in D-Dur hin. Strahlend und expressiv im Kopfsatz, tänzerisch, aber niemals behäbig in den Binnensätzen, geradezu spitzensportlich mit brillantem Blech im Finale. Der gut 60-jährige Heinrich Schiff, der seine Cellolautbahn an den Nagel gehängt hat und nur noch dirigieren will, konnte den verdienten Applaus des Publikums – und den des Orchesters – entgegennehmen.

Das war kein schlaffer Saisonklang, sondern das Versprechen des Sinfonieorchesters Basel, die hohe Qualität in der nächsten Saison fortzuführen. Dann nicht mehr im Tandem mit der Allgemeinen Musikgesellschaft, sondern autonom.

# Das Schöne, das Ekstatische und das Sinnfreie

Der Pariser Sébastien Tellier spielte im Hinterhof Basel

Von Andreas Schmeitner

**Basel.** Wie jede Pose steht ihm auch die des Erlösers gut. Sébastien Tellier steht am Bühnenrand, umgeben von milchig blauem Licht und dramatisch donnernenden Salven aus dem Synthesizerarsenal, und er breitet die Arme aus, sein langes Haar und der krause Bart perlen verschwitzt im Licht.

«My God Is Blue» heisst Telliers neues Album, auf dem er wie der auferstandene Jesus entrückt emporblickt, und was er jenseits jeden Spiritualitätsgeschwurbels mit messianischer Überzeugung beherrscht, ist das Spiel der grossen Illusion.

Der Franzose Tellier hat zwei Musiker dabei, einer bedient das elektronische Schlagzeug und schleudert Beats mit dem Resonanzraum einer Kartonschachtel umher, der zweite arbeitet an den Tasten und sorgt für die Schmetterorgie der verschiedenen Synthesizervariationen. Beide Zutaten sind melodramatisch aufgeladen, da dröhnt die elektronische Kirchenorgel und zwischern die prominent platzierten Piano-Arpeggi. Aber dieser Sound, der als barockschwerer Pop Noir daherkommt, entpuppt sich schnell als üppig verzierter Eighties-Kitsch. Die mächtige Pose, die Tellier, dieser Mann mit Gossen-

gesicht und feinem Anzug mimisch auf der Bühne beherrscht und charmevoll unterstreicht, als er Rosen ins Publikum verteilt, steht auch seiner Musik gut an.

Euphorisch wird die Stimmung, wenn sich der veredelte Trash in immer schnelleren Schritten Richtung Disco bewegt, Telliers hauchende Fistelstimme etwas an Schärfe gewinnt, und er mit der giftblauen Gitarre noch ein paar Stösse hinzuschiesst. Die Hänger in seinem Set, das etwas an Überlänge leidet und an Brüchen krankt, die zu viele rasante atmosphärische Wechsel verlangen, überbrückt er mit seiner Präsenz.

## Tanzbares Stück Luft

Der Mann hat mit Air getourt und sich von einer Hälfte von Daft Punk eine Platte produzieren lassen, und gleichzeitig die Chuzpe gehabt, mit dem tanzbaren Stück Luft «Divine» vor einigen Jahren den Eurovision Song Contest aufzumischen.

Das Schöne, das Ekstatische und das Sinnfreie, alles findet sich vereint in der Person Sébastien Tellier. Ohne dass man auch nur eine Melodie bis nach Hause zu tragen vermag, bleibt von Telliers Auftritt die Erinnerung, an etwas Aussergewöhnlichem beteiligt gewesen zu sein.

## Freistil

# Wagner, Israel und das U-Boot

Von Sigfried Schibli

Derzeit könnten wir unsere Nachrichtenspalte fast täglich mit einer Meldung über Israel und seine Probleme mit der Musik Richard Wagners bestücken. Mal wird ein Konzert angekündigt, dann auf Druck der letzten Holocaust-Opfer wieder abgesagt. Die neuste Wendung im Dauerstreit, ob man im Judenstaat Musik eines Erzantisemiten spielen und hören darf, ist die: Das angekündigte und dann abgesagte Konzert soll nun doch stattfinden – nicht an der Universität Tel Aviv, sondern am 16. Juni im dortigen Hilton-Hotel.

Dazu äusserte sich jetzt der israelische Dirigent Asher Fisch, der als Sohn von aus Deutschland vertriebenen Juden allen Grund hätte, den Boykott mitzutragen. Doch er hält Wagners Musik auch in Israel für unverzichtbar. Wagner sei «einer der wichtigsten Komponisten der Geschichte, ob es einem gefällt oder nicht. Wagner hat die klassische Musik mehr als jeder andere Komponist beeinflusst – er war ein Revolutionär.» Es gehe nicht an, dass israelische Orchester Musiker «ihr professionelles Leben leben, ohne Wagners Musik gespielt zu haben». Ohnehin beruhe der israelische Boykott Wagners (1813–1883) überwiegend auf Unwissenheit, sagte Fisch. «Auch hochintelligente Menschen, die ich frage, wann Wagner gelebt habe, sagen mir fast ausnahmslos: «Zur Zeit von Nazideutschland.»

Fischs 1924 in Chemnitz geborene Mutter besuche alle Konzerte ihres prominenten Sohnes in Deutschland. Besonders bewegend sei es für sie gewesen, ihren in Israel geborenen Sohn in der Wiener Staatsoper am Dirigentenpult zu sehen, während er Wagners «Parsifal» dirigierte – für manche Interpreten das antisemitische Stück par excellence. «Für sie und für viele deutsche Juden ist das ein Sieg», sagte Fisch in einem Interview. Und fügte noch eine politische Pointe an: Sonst wolle in Israel niemand auf deutsche Produkte verzichten, nicht einmal auf U-Boote aus deutscher Produktion. Dabei «gibt es kein stärkeres Symbol für den Schrecken, in den die Nazi-Armee die ganze freie Welt versetzt hat, als das U-Boot».

## Nachrichten

### Bildrausch plant eine weitere Ausgabe

**Basel.** Das zweite Bildrausch-Festival ist erneut auf grossen Anklang gestossen. Die beiden Festivalleiter Nicole Reinhard und Beat Schneider sowie der neu gegründete Verein Bildrausch wollen deshalb im nächsten Jahr eine weitere Ausgabe des Filmfestes durchführen. Philippe Bischof, Leiter Abteilung Kultur Basel-Stadt, bekräftigte die Unterstützung des Kantons Basel-Stadt für zukünftige Ausgaben. Dies lasse «zuversichtlich auf den 3. Bildrausch im Jahr 2013 schauen», so die Veranstalter. nū

### Locarno ehrt Produzenten Johnnie To

**Locarno.** Das Filmfestival Locarno ehrt den 57-Jährigen in Hongkong wirkenden Produzenten und Regisseur Johnnie To diesen Sommer mit einem Goldenen Leoparden für sein Lebenswerk. Tos Filme seien «urbane Gedichte», erklärte Olivier Pére, der künstlerische Leiter. Die 65. Ausgabe des Filmfestivals Locarno findet vom 1. bis am 11. August statt. SDA

### Klaudia Schifferle erhält Zürcher Kunstpreis

**Zürich.** Klaudia Schifferle wird mit dem Kunstpreis 2012 der Stadt Zürich geehrt. Er ist mit 50'000 Franken dotiert. Die 1955 in Zürich-Schwamendingen geborene Schifferle wird für ihr «in Zürich gewachsenes und mit Zürich verbundenes Gesamtwerk» ausgezeichnet, wie die Stadt Zürich am Donnerstag mitteilte. SDA